

Senta Wolfsburg.

Roman von Elisabeth Borchart.

(13. Fortsetzung.)

„Ich habe mit Dir zu reden, komm näher.“ befohl Gräfin Karla. Mechanisch machte Senta einige Schritte vorwärts.

Vor allen Dingen möchte ich Dir zuerst nahelegen, Dein stolzes, hochmütiges Gesicht mir gegenüber fallen zu lassen, nahm die Gräfin, die in eifriger Haltung vor ihr stand, wieder das Wort. „Nicht täuschst Du dadurch nicht, und ich durchschaue Dich trotzdem ganz und gar. Darum verbiete ich Dir, Dein Benehmen, das bereits aufgefallen ist, noch weiter fortzusetzen; es kompromittirt uns und unsere Familie, da wir Dich nun einmal leider dazu rechnen müssen. In euren Komödiantentreiben mag es wohl so Sitte sein — bei uns — hörst Du wohl? — bei uns verachtet und verabscheut man eine so infame, berechnende Koterterie. — Uebrigens hast Du Dich diesmal gänzlich — verrecknet — Hans Joachim ist bereits gebunden, den Mühe, den reichen Majoratsheeren zu tapern, ist also — umsonst.“

Wie zu einer Bildsäule erhardt, mit faltweigen Lippen und unnatürlich weit geöffneten Augen stand Senta auf dem einen Fleck und starrte ihre Veringerin an. Kein Laut kam aus ihrer Kehle. Vor ihren Augen aber wurde es plötzlich dunkel, und sie meinte, der Boden schwanke unter ihren Füßen. Wie durch einen Schleier sah sie nur, wie Tante sich entfernte, und erst als sie allein war, entrang sich ein furchtbarer Schmerzensschrei ihren Lippen; sie brach in die Kniee und begrub aufstöhnend ihr Gesicht in beide Hände.

„Komteschen, mein Gott, Komteschen.“

Der alte Gottlieb stand vor ihr und hob sie von den Knieen auf.

„Gottlieb — Du?“

„Ja, und bei Gott, wäre ich ein Kavaller und kein untergeordneter Diener, ich hätte die Schmach, die dieses Weib — Gott verzeih mir die Sünde, daß ich so von einer hochgeborenen Gräfin spreche — Ihnen angethan hat, auf der Stelle gerächt.“

„So hast Du gehört?“ fragte Senta und sah entsetzt zu ihm auf.

„Alles, ich stand draußen am Fenster, und in den Händen zuckte es mir, und ich durfte nicht herbeieilen, Sie zu schützen.“

„O Gott!“ stöhnte Senta auf. „Ich ertrage die Schmach nicht.“

„Sie wird es zu verantworten haben.“

„Gottlieb, vor Angst und Schrecken zitternd packte sie seinen Arm. „Du wirst schweigen, Du wirst zu Niemand reden.“

„Nein — nein, seien Sie ruhig, Komteschen, kehren Sie zur Gesellschaft zurück.“

„Zur Gesellschaft? Niemals! Man müßte mir ja die Schmach von der Stirne lesen, nein — nein, man darf mich hier nicht finden, laß mich los, Gottlieb — laß mich.“

„Komteschen, was wollen Sie thun — wohin?“

Senta hatte sich losgerissen und stürzte zur offenen Thür hinaus ins Freie.

So schnell ihn seine alten Beine tragen wollten, eilte er ihr nach, doch Senta hatte einen bedeutenden Vorrückung. Er sah, wie sie den Abhang hinunterrannte und endlich hinter einem Gebüsch verschwand. Er würde sie doch nicht erreichen, und er wollte nicht so laut rufen, um nicht die Aufmerksamkeit der Arenbergschen Diener, die im nahen Walde noch immer mit dem Abbeden der Tafel beschäftigt waren, zu erregen.

Mit schlotternden Knieen wollte er ins Haus zurück und sann, was er thun könnte. Es verging eine geraume Zeit, da näherten sich endlich Schritte der Thür. Er sprang auf und öffnete sie.

Graf Maximilian Wolfsburg und Graf Hans Joachim standen vor ihm. „Gottlieb, hast Du die Komtesche nicht gesehen?“ fragte Graf Wolfsburg, ganz athemlos vom schnellen Gehen.

„Zu Befehl, Herr Graf!“ Gottliebs Stimme zitterte. „Die gnädige Komtesche waren soeben noch hier.“

„Und wo ist sie jetzt?“ — Was ist vorgefallen?“ — Du bist ganz verstört — ja?“

„Die gnädige Komtesche liefen doch den Berg hinunter, ich wollte ihr nachellen — aber —“

„Wohin wollte sie?“

„Ich weiß nicht, Herr Graf — sie wollte nur nicht hier bleiben, sie wollte — sie hatte —“

„Zum Teufel, was zögerst und stockst Du?“ — heraus mit der Sprache, Du spinnst uns auf die Folter!“

Wenn der Herr Graf Hans Joachim der Komtesche nachgehen wollten, vielleicht fänden Sie sie noch — — — Er bang es sich nach kurzem Kampf den Lippen des alten Dieners.

„Geh, Hans Joachim, befohl Maximilian kurz, und Hans Joachim ging den von Gottlieb bezeichneten Pfad hinunter.

„Nun sprich, was ist geschehen?“ fragte der Graf, als er mit seinem alten, vertrauten Diener allein war. Und da erzählte Gottlieb, wie er

vorhin zufällig am Fenster des Jagdhauses vorübergegangen sei, und da er von innen Stimmen vernommen habe, sei er stehen geblieben, denn er glaubte die Herrschaften alle fort und daß vielleicht jemand nachers sich eingeschlichen habe. Und dann hörte er Gräfin Arenberg zur Komtesche Senta reden.

„Was sprachen sie zusammen? Du hast gelauscht, Gottlieb?“ fragte Maximilian mit plötzlich erwachtem Argwohn, als er sah, daß der Diener zögerte.

„Verzeihung, Herr Graf — ich hatte nicht die Absicht und habe auch sonst nie —“

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Graf, „es soll verziehen sein, wenn Du mir alles sagst.“

Da erzählte Gottlieb den Wortlaut getreu.

Maximilian war todtbleich geworden. Das hatte seine Schwester gewagt, ihm anzuthun? Wen traf es denn? Ihn allein. Er hatte die jungen Leute nicht getrennt, er hatte sie zusammen gelassen. Hätte er schon früher ein Nachwort gesprochen und Hans Joachim fortgeschickt, so wäre dies nicht geschehen.

Solche Gedanken schossen ihm durch den Kopf, dann aber vergegenwärtigte er sich das Bild, das Gottlieb ihm soeben gemalt hatte: Senta auf dem Boden knieend, vor Schmach vergehend. Armes Kind! Sie verdiente die Schmäbung nicht. Er selbst hatte sie ja scharf beobachtet, hatte sie mit Hans Joachim lachen und plaudern sehen, und das Herz hatte ihm dabei in der Brust gebrannt. Aber sie berechnender Koterterie zu zeihen — das war infam, unverzeihlich. Und die eigene Schwester war es, die sich in blinder Eifersucht so weit vergaß, die ihm auf seine Frage nach Senta noch mit heuchlerischer Miene die Antwort geben konnte, sie habe Senta nicht gesehen, und ebenso die Rupert, die an ihrer Seite ging. War die etwa mit im Komplott? Hatte ihm Hans Joachim nicht erzählt, daß sie Senta von seiner Seite fortgeholt, um etwas an ihrer Toilette zu ändern? —

„Wehe, wenn es sich so verhielt, wehe, wenn Karla sich so weit vergaß, hätte! Senta war so namenlos stolz, sie würde die Schmach nicht ertragen können. — Was aber hatte das Kind in seinem Schmerz vorgenommen? Der helle Angstschweiß brach ihm aus.“

Gottlieb, Du wirst zu Jedermann von dem Vorgefallenen schweigen.“

„Ich würde mir lieber die Zunge abbeißen, als davon zu reden, Herr Graf.“

„Laß den Wagen anspannen, vielleicht ist die Komtesche zurück nach der Wolfsburg gelaufen.“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

Als Graf Wolfsburg im Wagen saß, vergegenwärtigte er sich noch einmal die Miene und Worte seiner Schwester und der Rupert, als er sie nach Senta erfragt hatte.

Die Gesellschaft war schon ein autes Stück emporgestiegen, als er plötzlich das Fehlen Sentas bemerkt hatte. Er sah sich vergeblich nach ihr um und trat endlich zu Hans Joachim heran und nahm ihn beiseite.

„Wo ist Senta, hast Du sie nicht gesehen?“

„Nein, Optel, ich warte auch vergebens auf sie. Fräulein v. Rupert hatte sie vorhin von meiner Seite fortgeholt, um etwas an ihrer Toilette im Jagdhaus zu ordnen.“

„Und sie kam nicht wieder?“

„Nein, bis jetzt nicht.“

„Fräulein von Rupert auch nicht? Doch halt — ich sehe sie ja neben meiner Schwester; sie muß wissen, wo Senta abgeblieben ist. Ich will sie fragen; bleibe Du hier und mache die anderen nicht aufmerksam.“

Ganz unvermuthet — die beiden Damen hatten ihn nicht kommen sehen — stand er plötzlich vor ihnen.

„Wo ist Senta?“ fragte er auch hier.

Er sah, wie die Rupert zusammenzuckte und seine Schwester um einen Schein gelber wurde, aber er wußte nicht, weshalb, und beachtete es nicht.

„Ich weiß es nicht, Herr Graf,“ antwortete Fräulein von Rupert mit erzwungenem Lächeln, „ich denke, die Komtesche ist unter den anderen.“

„Sie müssen es doch wissen,“ entgegnete der Graf scharf. „Sie haben die Komtesche vorhin ins Jagdhaus zurückgeführt, um etwas an ihrem Kleide zu ordnen. Kam sie nicht wieder mit Ihnen zurück?“

„Doch, Herr Graf,“ log die Rupert, „der die Zähne klapperten, als sie vernahm, der Graf habe von ihrem kleinen Manöver Kenntniß erhalten.“

Der Graf war zu aufgeregt und von Sorge erfüllt, als daß er sich Gedanken über das sonderbare Wesen seiner Hausdame und seiner Schwester gemacht hätte. Jetzt erst, nachdem er die ganze Intrigue erfahren hatte und durchschaute, wußte er es sich zu erklären. Und ein heller Zorn loberte in ihm empor. Also hatte man sein Vertrauen getäuscht. Welcher Lohn der heuchlerischen Dame werden sollte, war ihm klar; wie er mit seiner Schwester abrechnen würde, hing davon ab, wie er Senta wiederfand.

„Ich werde sie suchen gehen, ich bin verantwortlich für das Kind,“ hatte er den Damen geantwortet, und er sah jetzt, daß sein Verlangen, die Gesellschaft nicht zu beunruhigen und aufmerksam zu machen, unnötig gewesen war. Die Damen würden die Sache wohl selbst nicht gern an die große Glocke hängen. Für Sentas Fehlen würden sie um einen annehmbaren Vorwand nicht verlegen sein.

Tropdem er das wußte, schickte er einen Arenbergschen Diener der Gesellschaft nach und ließ sagen, daß Komtesche Senta sich den Fuß verstaucht habe und im Jagdhaus habe zurückbleiben müssen. Er wollte sie nach der Wolfsburg zurückbringen, und man möge sein und ihr Fehlen gütlich entschuldigen.

Erst als der Diener gegangen war, bestieg er seinen Wagen und fuhr fort.

Gräfin Karla und die Rupert erschrauten, als ihnen diese Meldung gebracht wurde. Zwar hatten sie angenommen und gewünscht, daß Senta nach der stattgehobenen Zurückweisung nicht wieder zur Gesellschaft zurückkehren würde. Für ihre Abwesenheit hatten sie sich bereits einen plausiblen Grund zurechtgelegt, sobald man sie danach fragen sollte. Senta war einfach im Jagdhaus verblieben, und man würde sie bei der Rückkehr dort wieder vorfinden. So lange aber — und Gräfin Karla wollte dafür sorgen, daß es recht lange dauerte — gehörte Hans Joachim allein ihrer Tochter Asta.

Nun machte ihr der Bruder einen Strich durch die Rechnung. Nicht allein, daß er dem Mädchen nachging, er mußte auch noch Hans Joachim entführen, und zwar gerade in die Arme derjenigen, von der sie ihn hatte fernhalten wollen. Es lodte in den Adern der Gräfin vor Zorn; zugleich aber beschlich sie eine seltsame Furcht: „Wer weiß, was das ergötzliche Mädchen den beiden Männern gegenüber auslagte!“

Tropdem den beiden Damen bei ihren gegenseitig ausgesprochenen Versicherungen die Lippen zitterten, meinte die Rupert doch zuletzt: Senta hätte noch nie etwas zu ihrem Oheim geäußert; sie wäre zu stolz, um etwas widerzuerzählen. Und aus dieser ewigen Eigenschaft des jungen Mädchens schöpfte sie Muth.

Unterdes fuhr der Graf in sorgenvollen, bekümmerten Gedanken dem Schlosse zu und Hans Joachim eilte den von Gottlieb bezeichneten Pfad hinunter, von Hoffnung und Zweifel. Senta zu finden, erfüllt. Was war geschehen, und was bedeutete das merkwürdige Gebahren des alten Dieners?

Am Himmel aber zogen sich Wolken düster zusammen, und in der Ferne grölte der Donner.

14. Kapitel.

Senta war, nachdem sie sich von Gottlieb losgerissen hatte, aufs Geratewohl davon gestürzt, den ersten, besten Weg, der den Berg hinunterführte. Ohne Zweck und Ziel rannte sie hinab, als müßte sie nicht allein vor den Menschen, die ihr so Ungeheures angethan, sondern auch vor sich selber fliehen. Sie achtete nicht auf die Gefahren, die der schmale, am Abhang hinlaufende Pfad ihr bot, sie sah nicht die dunklen Wälder, die sich drohend am Himmel zusammenballten, noch fühlte sie den Wind, der ihr Kleid und Haar auflaute.

Aber ihre Kräfte erschöpften schließlich, die Kniee fingen ihr an zu zittern von dem schnellen, feilen Abstieg. Dazu fielen die ersten schmerzlichen Regentropfen, und der erste Blith zuckte am Horizont auf.

Niemals blieb sie stehen, sie konnte nicht weilen. Nirgend ein Schutz — nirgend ein Obdach! Oder doch — war das nicht die Kirchthürmpfe der Wolfsburger Kirche? — Sie konnte nicht mehr so weit da — — — entfernt sein. Wenn sie alle ihre Kräfte zusammennahm, würde sie die Kirche noch vor Ausbruch des Gewitters erreichen.

Daneben freilich lag auch das Pastorhaus, aber dorthin mochte sie nicht gehen; sie konnte in ihrer jetzigen seelischen Verfassung keinen Menschen sehen.

So hastete sie denn wieder vorwärts, und ehe noch das Wetter in seiner vollen Macht losbrach, hatte sie die Kirche erreicht. Unter dem schützenden Dach der Kirchthür blieb sie zögernd mit vollkommenem Herzen stehen.

Durfte sie eintreten mit der Schmach auf der Stirn? — Auf der Stirn, ja, dort stand sie geschrieben, aber ihre Seele blieb unberührt davon; die häßlichen, schmähenden Worte hatten sie nur gestreift, wie Staub waren sie darüber hinweggeflogen, ohne ihr etwas anzuhängen.

Sie richtete sich bei solchen Gedanken unwillkürlich auf; das Gefühl der Unschuld und Reinheit gab ihr neuen Muth. Leise, aber sicher trat sie durch die Thür in die Kirche. Wie stiller Friede wehte es ihr daraus entgegen.

Sie setzte sich auf eine Bank gerade über dem Herrenstuhl, darin sie vor nicht so langer Zeit mit ihrem Oheim gesessen und der Probedpredigt von Johannes Degenhart gelauscht hatte. Wie anders damals und jetzt!

Und da kam plötzlich ein heißes Weh über sie. Sie achtete nicht darauf, daß draußen die Natur in brohenden Worten redete, sie sah den Blith nicht, der zwischen den Baum der Kirche erleuchtete, sie sah und fühlte nur ihre eigene Hilflosigkeit, ihr Unvermögen, sich vor den Menschen und deren Bosheit zu retten. Wohin? Nirgend's Rettung! Verließ sie die Kirche, so war sie wieder vogelfrei und den Weilen Tante Karla ausgeliefert.

„Mein Gott, zeige mir einen Ausweg!“

Sie rang mit sich, und die Thränen fielen wie glühende Tropfen auf ihre Wangen herab.

Ein fester Schritt, dessen Klang von dem Steinboden emporklang und an den dunklen Wölbungen des Gotteshauses dumpf widerhallte, ließ sie plötzlich erschreckt emporspringen.

Vor ihr stand Pastor Johannes Degenhart.

„Komtesche — Sie hier — in diesem Wetter?“ fragte er und sah mindestens ebenso bestürzt und erschrocken aus wie sie.

„Ich — ich suchte Schutz vor... dem Wetter,“ antwortete sie mit gepreßter Stimme.

„Und... warum kamen Sie da nicht ins Pastorenhaus... zu... uns?“

„Die... die Kirche lag mir näher... das Wetter brach los...“

„So kamen Sie nicht von der Wolfsburg?“

„Nein... ich komme von Morstein...“

„Von Morstein? Allein?... Man sagte mir, daß heute ein Fest von der Gräfin Arenberg dort veranstaltet werden sollte.“

„So ist es... das Fest... fand auch statt.“

„Sie waren nicht mit dabei?“

„Doch... aber...“

„Das drohende Wetter machte ihm ein frühes Ende?“

„Nein... wie ich fortging... war noch heller Sonnenschein... mir ist es wenigstens so... ich kann mich auch irren... ich weiß nicht mehr genau...“

„Senta... was ist Ihnen, was ist geschehen?“ fragte Pastor Johannes, von ihren wirren Reden und dem Anblick ihrer rothumrandeten Augen ganz außer Fassung gebracht.

„Nichts... nur, daß ich... nicht mehr zurückkehren möchte, daß ich... wünschte... ich...“

Ein dröhnender Donnerstschlag, der von einem grellen Blitzstrahl begleitet wurde, ließ Senta erschrocken zusammenfahren und innehalten.

Pastor Johannes ergriff ihre Hand: „Fürchten Sie sich?“

„Nein... ich fühle mich hier geborgen und beschützt. Nur draußen... wo es kalte, lieblose Menschen giebt... war ich... schuklos.“

„Wer hat Ihnen etwas gethan?“ fragte er und hielt ihre Hand noch immer fest umschlossen.

„Eine dunkle Gluth stieg in ihre Wangen, aber sie sah zu ihm auf voll Vertrauen.“

„Herr Pastor... können Beleidigungen und Schmähungen uns etwas anhaben, wenn wir uns unschuldig fühlen?“

„Niemals, sie fallen nur auf den Beleidiger zurück. Doch wer hat es gewagt, Sie zu beleidigen? Ich wollte den... ich... würde sonst vergessen... daß ich ein Priester bin... dessen Aufgabe es ist, Frieden zu säen.“

Er zog ihre Hand an seine Brust und preßte sie an sein laut schlagendes Herz.

„Haben Sie Vertrauen zu mir, nennen Sie mir den... Schuldigen?“

„Es war... Tante Karla.“

„Wie? Gräfin Arenberg?“

Senta nickte. „Sie hat mich von Anfang an, ich weiß es nicht, warum, aber heute... heute... hat sie mich tödtlich verlegt.“

Johannes Degenhart war zu wenig in die Verhältnisse eingeweiht und achtete darum weder von Gräfin Arenbergs Plänen noch von ihren Intriguen. Er hatte selbstamerweise einen ganz anderen Verdacht gehabt und fragte sich nun erstaunt und vorwurfsvoll: mit welchem Recht?

„Kränkungen sind wie spitze Pfeile, die in unser Fleisch eindringen und uns verwunden,“ erwiderte er mit weicher Stimme. „Doch ziehen wir sie heraus... versuchen wir, dem Schuldigen... zu vergeben.“

„Vergehen? Nein, ich vermag es nicht, jetzt nicht!“ rief sie bleich und zitternd. „Sie wissen nicht, was man mir... was...“

Sie starrte, und eine Blutwelle stieg ihr vor Scham ins Gesicht. Wie hätte sie dem jungen Manne verrathen können, was man ihr für Schmähungen ins Gesicht geworfen hatte! Sie hätte ja vor Scham vergehen müssen.

„Kommen Sie hinüber ins Pastorenhaus zu Ruth, die Freundin wird Sie trösten!“ sagte er, denn er fühlte wohl, daß sie sich nicht anvertrauen würde. Wenn er doch ein Recht hätte, dieses Vertrauen von ihr zu begehren! In seiner Brust wogte es.

Da reichte Senta ihm beide Hände hin. „Sie haben das Rechte getroffen, Herr Pastor, ich danke Ihnen. Ich will zu Ruth gehen.“

„Halt... nicht jetzt... hören Sie, wie das Wetter draußen noch immer tobt? Es ist unmöglich, selbst den kleinsten Weg zu machen.“

„So müssen wir warten,“ erwiderte Senta.

Er hielt ihre Hände fest.

„Ja, Senta... Sie müssen noch eine kleine Weile meine Gesellschaft ertragen.“

Sie lächelte unter Thränen, und es war, als wenn die Sonne durch regenschwere Wolken brach.

Wollich beugte er sich herab und preßte seine Lippen auf ihre Hände.

„Johannes!“

Ein drohender Ruf durchhallte den geweihten Raum der Kirche.

Pastor Johannes ließ Senta's Hand los und wandte sich um. Er sah bleich aus, aber er begegnete ruhig den zornsprühenden Blicken des Mannes, der wie ein Wilder, Anzurechnungsunfähiger hereinstürzte und den heiligen Frieden der Kirche störte. Es war Hans Joachim.

„Wir werden nachher Abrechnung halten, Johannes,“ wandte er sich mit finsternen Blicken und heiserer Stimme an den jungen Pastor. Darauf trat er kurz zu Senta.

„Kommen Sie... der Untel ist in Angst und Sorge... ich werde Sie nach der Wolfsburg zurückbringen.“

Johannes hatte sich von seiner ersten Bestürzung erholt.

„Du willst die Komtesche doch nicht etwa jetzt... in diesem Wetter...“

„Besser im tollsten Unwetter als...“

„Hans Joachim!“

Die beiden Männer standen sich setundenlang in unheimlichem Schweigen gegenüber, während ihre Blicke sich gegenseitig zu durchbohren schienen. Dann machte Pastor Johannes eine Bewegung.

„Du entheiligt den Raum, darin wir stehen. Laß uns in die Satrislei gehen.“

Mit wachsendem Befremden hatte Senta die Worte und Blicke der beiden Männer verfolgt, ohne sich des Sinnes derselben in diesem Augenblick klar zu werden. Doch fühlte sie die Spannung zwischen den beiden Freunden heraus und suchte instinktmäßig zu vermitteln.

„Hans Joachim, ich bitte Sie, zu dem Untel zu gehen und ihm zu sagen, daß ich bei Ruth bin. Das Wetter überraschte mich so sehr, daß ich zuerst in die Kirche trat, die mir näher lag.“

Hans Joachim sah sie mit langem, prüfendem Blick an.

„Was veranlaßt Sie, die Gesellschaft zu verlassen, Senta?“

„Das... das... gehört nicht hierher.“

Hans Joachim's Augen blickten wieder zu Johannes hinüber. Es lag eine stumme und doch berebete Frage in ihnen. Aber Johannes verharrte schweigend.

Der Regen hat nachgelassen... ich werde jetzt gehen,“ sagte Senta und machte einige Schritte dem Ausgang zu.

„Sie gestatten, daß ich Sie bis zum Pfarrhaus begleite, Senta.“

Hans Joachim eilte an ihre Seite, und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich zu Johannes zurück.

„Erwarte mich in der Satrislei, Johannes, ich bin in einigen Minuten wieder hier.“

Es wurde Senta besonnen zu Muth, aber sie ließ es geschehen, daß er mit ihr ging. Zwischen dem Gäßchen blieb er stehen. Noch grölte in der Ferne der Donner.

„Was ist geschehen, Senta? Sagen Sie mir die Wahrheit,“ drängte er mit vor Erregung bebender Stimme. „Der Untel und ich suchen Sie seit einer Stunde. Warum ginaen Sie fort?... Sie schweigen...“

Da hob Senta den Kopf, den sie bis jetzt gesenkt getragen, sah zu ihm auf.

„Sie hörten, daß Fräulein von Rupert etwas... an meiner Toilette ändern wollte...“ ein seltsames Lächeln umspielte dabei ihren Mund... „deshalb führte sie mich in das Jagdhaus zurück und... nachher... mochte... ich nicht wieder... allein... nachgehen... man war schon zu weit und...“

„Senta... Sie sagen mir nicht die volle Wahrheit. Warum hat die Rupert nicht auf Sie gewartet und Sie zur Gesellschaft zurückgeführt, wie es ihre Schuldigkeit gewesen wäre?“

„Ich weiß... es nicht!“

„Sie wissen es dennoch, und ich ruhe nicht, als bis Sie mir gesagt haben, was diese Dame Ihnen gethan hat. Ich habe ihr niemals getraut.“

„D. nichts... nichts,“ wehrte Senta erködnen ab.

„Wer denn? Ich will und muß es wissen, und wenn Sie es mir nicht sagen, werde ich mit von... anderen Aufklärung holen.“

Senta fühlte, daß sie nicht mehr ausweichen konnte.

„Ich... ich hatte im Jagdhaus eine Aussprache mit... Tante Karla,“ antwortete sie zögernd.

„Mit... Tante Karla? Ja, wie kam denn die dahin? Sie war doch noch vorher bei der Gesellschaft gewesen.“

„Ich weiß es auch nicht... nur, daß sie... mich doch erwartete.“

„Senta!“ Ein Blith des Verstandnisses war ihm gekommen, ein ungeheurer Argwohn stieg in ihm auf.

Ein aussterbendes Naturvolk.

Der letzte Bericht des englischen Kolonial-Amtes über die Fidschi-Inseln in der fernsten Südsee stellt fest, daß die Gesamtbevölkerung der Inselgruppe jetzt 121.773 Seelen beträgt, etwa 2000 mehr als während der letzten Zählung vom Jahre 1901. Trotz dieser scheinbaren Zunahme ist die Bevölkerung der Inseln in unaufhaltsamem Niedergang begriffen. Nach der letzten Zählung waren noch etwas über 90.000 reinblütige Fidschiileute vorhanden, und das bedeutet in der kurzen Zeit von 3 1/2 Jahren eine Abnahme von 4350.

Der Grund für dieses Aussterben der Naturvölker in überfüllten Kolonien und ganz besonders auf Inseln von beschränkter Ausdehnung ist immer wieder der gleiche, nämlich das Einschleppen von Krankheiten durch die Europäer oder andere Fremde, die dann unter den Eingeborenen, deren Körper gegen die bisher unbekannteren Krankheiten nicht im mindesten geschützt ist, entsetzlich aufräumen. So ist der Hauptverlust der letzten Jahre auf den Fidschi-Inseln einer Malariaepidemie zuzuschreiben, die allein fast 2500 Leute hinführte. In dem einen Jahre 1904 betrug die Abnahme ohne eine besondere Epidemie 840. Es hat den Anschein, als ob das lebenswürdige Inselvolk seit der letzten furchtbaren Malariaepidemie im Jahre 1875, durch die über 40.000 Eingeborene umgekommen sein sollen, dem Untergang geweiht ist. Im letzten Jahre betrug die Sterblichkeit unter den Fidschi-Inseln etwa 49 vom Tausend, also fast dreimal soviel als in den gesünderen Städten. Die Sterbesiffer der auf jenen Inseln anfalligen Weichen belief sich dem gegenüber nur auf wenig über 15 vom Tausend. Dabei beruhen diese Zahlen auf den Ergebnissen der Jahre, in denen keine große Epidemie stattgefunden hat. Die Kolonialverwaltung scheint es aufgegeben oder überhaupt kein Interesse dafür zu haben, etwas gegen die langsame, aber anscheinend sichere Verminderung der Bevölkerung zu thun. Allerdings bestehen im Ganzen acht Krankenhäuser zur Behandlung der Eingeborenen und auch ein Aseptik für Auswärtige. Diese Anstalten haben aber höchstens den Erfolg, die Anzulander unter besserer Pflege sterben zu lassen.

Dem General Linewitch hat die russische Regierung das Kommando abgenommen. Hatten das nicht schon vorher die Japaner befohrt?

Die Sternschnuppen, die eilig dahinfahren, sind es, die den Aussterben der Bevölkerung erzeugen, nicht die Sterne, die ruhig stehen und glänzen.